

# Konjunktoren des Denkens. Kulturanalytische Überlegungen zur Wissenschaftsforschung\*

Der Begriff der Konjunktur hat im folgenden Beitrag eine doppelte Bedeutung. Zum einen orientiert er sich am Börsenmodell, indem behauptet wird, dass auch wissenschaftliche Konzepte und Werke Kursschwankungen unterliegen, die in Zitationsdatenbanken und im Wissenschaftsranking zutage treten. Zum anderen wird unter Konjunktur im Sinne der *conjuncture* der Cultural Studies eine epochale Verbindung zwischen unterschiedlichen Artikulationsformen und Handlungsbereichen zu einer gesellschaftlich-kulturellen Konstellation verstanden. Die konjunkturale Analyse in der Wissenschaftsforschung hilft uns, epistemische Brüche wie Paradigmenwechsel als Teil eines generellen kulturellen Umbruchs zu verstehen.

## Auch wissenschaftliches Denken unterliegt Kursschwankungen

Immer wieder aufs Neue werden wir, Studierende und Dozierende gleichermaßen, mit der Tatsache konfrontiert, dass es zu einem gegebenen Zeitpunkt AutorInnen, Konzepte, Werke (populär ausgedrückt: Titel, Thesen, Temperamente) gibt, an denen anscheinend nicht vorbeizukommen ist. Wir können diese Tendenzen als Konjunktoren wissenschaftlichen Denkens bezeichnen. Wissenschaftliche Zeitschriften – in unserem Fach *Zeitschrift für Volkskunde*, *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* oder ein Rezensionsorgan wie das *Bayerische Jahrbuch für Volkskunde* – fungieren in diesem Zusammenhang gewissermaßen

\* Überarbeitete Fassung eines Vortrags anlässlich des 60. Geburtstags von Univ.-Prof. Dr. Klaus Schönberger, gehalten am 9.5.2019 am Institut für Kulturanalyse der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.

als Konjunkturbarometer. Sie zeigen an, welche Autorinnen, welche Autoren in einem bestimmten Zeitraum „angesagt“ sind, welche AutorInnen am häufigsten zitiert, welche Werke am häufigsten zur Rahmung der eigenen Forschung herangezogen werden. Mit einer entsprechenden Inhaltsanalyse ließe sich unter anderem untersuchen, ob es signifikante Unterschiede zwischen den jeweiligen nationalen Fachorganen gibt oder ob sich die entsprechenden Trends, was ich vermute, über nationale Diskursgrenzen hinwegsetzen. Besonders aussagekräftig für das, was ich Konjunkturen des wissenschaftlichen Denkens nenne, sind die AutorInnen, deren Werke und analytische Konzepte der theoretischen Grundierung bzw. Rahmung von Abhandlungen dienen. Deren Vorhandensein wird von den GutachterInnen\* der nationalen Fördereinrichtungen wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) akribisch überprüft, gilt es doch als Ausweis dafür, dass der Antrag auf der Höhe der Zeit, das heißt auf der Höhe des aktuellen Diskurses ist. Dies ist allerdings auch ein Ausweis dafür, dass diese Konjunkturen wirkmächtig sind. Ohne dass ich dies mit entsprechenden Daten untermauern könnte, möchte ich doch behaupten, dass es dort, wo es um grundlegende Erörterungen analytischer Art, um Fragen der Epistemologie, der Heuristik usw. geht, zur Zeit keinen Weg vorbei an Bruno Latour und seiner Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) gibt. Selbst wenn man die Überlegungen von Latour nicht teilt, sieht man sich häufig genötigt, in der eigenen Abhandlung kritisch auf diese Überlegungen einzugehen, um zu zeigen, dass man sich auf der Höhe der Zeit befindet. Ultimatives Zeichen dafür, dass wir es mit einem Autor zu tun haben, dessen Werk den wissenschaftlichen Diskurs einer Zeit wesentlich bestimmt.

Vielleicht ist es hilfreich, wenn wir uns in die jüngere Vergangenheit begeben, um das Gemeinte zu verdeutlichen. In den 1980er, 1990er Jahren ging kein Weg an Clifford Geertz und seiner interpretativen, deutenden Ethnologie vorbei. Wie Geertz schrieb, ging es dieser nicht darum, „unsere tiefsten Fragen zu beantworten, sondern uns mit anderen Antworten vertraut zu machen, die andere

\*\* Im Weiteren ist beim grammatikalischen Maskulinum immer sowohl die männliche als auch die weibliche Form gemeint. Zur besseren Lesbarkeit des Textes habe ich auf ein durchgängiges Gendern verzichtet (R. L.).

Menschen gefunden haben, und diese Antworten in das jedermann zugängliche Archiv menschlicher Äußerungen aufzunehmen“.<sup>1</sup> Die Erstellung eines solchen Archivs ist nach wie vor aktuell und seine Zielsetzung, zum wechselseitigen menschlichen Verstehen beizutragen, bildet letztendlich einen Kern unserer fachlichen Bestrebungen, ganz abgesehen davon, dass ein solches Archiv Optionen des Handelns bereitstellt. Dennoch ist der Rückgriff auf Geertz nicht mehr allgegenwärtig. Auch wenn in der Springer-Verlagsreihe für 2020 ein Buch *Zur Aktualität von Clifford Geertz* angekündigt ist (wobei ich besonders gespannt auf die Begründung der Aktualität durch den Herausgeber bin), so steht doch außer Frage, dass die Resonanz des Werks im Fach im Schwinden ist. Das hat viel, so meine ich, mit der Methode, der Deutung zu tun, die als *Auslegekunst* den szientistischen Ansprüchen, die auch in den Kulturwissenschaften vermehrt gestellt werden, nicht mehr genügt. Bei dieser Kritik steht vor allem, szientistisch formuliert, die Fallibilität von Deutungen im Vordergrund, das heißt die den Deutungen innewohnende Gefahr der Fehlinterpretation. In der Tat ist ja die *Dichte Beschreibung*, die den Kern der Geertz'schen Methodologie ausmacht, ein außerordentlich fragiles Unternehmen, das uns aber dennoch oder gerade deswegen begeistert hat: Es ist sozusagen die disziplinäre *softness* par excellence. Niemand, der Geertz gelesen hat, wird die Unterscheidung von dünner und dichter Beschreibung, die Geertz von dem Philosophen Gilbert Ryle übernommen hat, jemals vergessen: den Unterschied zwischen dem unwillkürlichen Zucken des Augenlids und dem Zwinkern, zwischen Zwinkern und so tun, als ob man zwinkere. Die *Dichte Beschreibung* begeisterte uns auch deshalb so, weil sie unseren Alltagserfahrungen entsprach: das stumme Einverständnis, das durch den Akt des Zwinkerns zwischen Sender und Empfänger hergestellt wird. Zugleich aber ist nicht zu leugnen, dass die Unterscheidung zwischen Zwinkern und So-Tun-als-ob gewisse interpretative Schwierigkeiten mit sich bringt. Kein Wunder, dass sich die Szientisten gegenüber einem solchen Verfahren skeptisch zeigen. In seiner Charakterisierung von Karl Kraus schrieb der Schriftsteller Friedrich Torberg, dass dieser, „weil Zynismus ihm meilenferne lag,

1 Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M. 1987, S. 43.

nicht eben zwinkern [konnte]. Aber er konnte schmunzeln“.<sup>2</sup> Das macht die Sache gewiss nicht einfacher.

Wenn wir im Zusammenhang mit Wissenschaft von Konjunkturen sprechen, dann orientieren wir uns strenggenommen an einem Börsenmodell mit steigenden und fallenden Werten.<sup>3</sup> Der Vergleich des Wissenschaftsbetriebs (hier mit Betonung auf *Betrieb*) mit der Börse mag uns nicht gefallen, aber zweifellos vermittelt er uns neue Einsichten, die helfen, Wissenschaft nüchterner zu sehen, sie vom hohen Sockel zu holen. „Etwas vom hohen Sockel holen“, darin besteht überhaupt eine der wichtigsten Funktionen dessen, was der Philosoph Kenneth Burke *perspective by incongruity*<sup>4</sup> genannt hat, eine Perspektivenverschiebung, deren Ziel es ist, die Erwartungen einer Person zu irritieren, indem etwas Vertrautes verfremdet wird. Ein Meister der wissenschaftlichen Perspektivenverschiebung war zweifellos der Soziologe Erving Goffman, der in seinen Studien Ironie, Wortspiel und schwarzen Humor als Erkenntnismittel einsetzte. So schlug er unter anderem vor, die Verkäuferin als eine andere Art von Prostituierten (und die Prostituierte als eine andere Art von Verkäuferin) wahrzunehmen, nicht um die ehrbare Person der Verkäuferin zu diskreditieren, sondern um die Grenzwertigkeit der an sie gestellten Anforderungen zu verdeutlichen. Dabei ist zu bedenken, dass es kein Zufall ist, sondern geradezu zwingend, dass Goffman seinen performativen Ansatz in den 1950er Jahren in den Vereinigten Staaten entwickelt hat, in einer Zeit und in einem kulturellen Umfeld, wo das *keep smiling* zum Verhaltensideal des All-American Girl wurde, als deren zeitgenössische Ikone die Filmschauspielerin und Sängerin Doris Day galt. Dieses Verhaltensideal wurde, für uns nicht unwichtig, im Übrigen auf die Kontaktaufnahme im Forschungsfeld übertragen. In den 1960er Jahren herrschten in Methodenbüchern Anweisungen vor, die in ihrer Naivität an Vorschläge aus der Verkaufskunde erinnerten: „nett sein“; „sich herzlich und umgänglich

2 Friedrich Torberg: *Apropos. Nachgelassenes – Kritisches – Bleibendes*. Frankfurt a. M., Berlin 1988, S. 120.

3 Das Börsenmodell eignet sich deshalb so gut zur Charakterisierung wissenschaftlicher Konjunkturen, weil es auch die Wiederkehr zeitweise vom ‚Markt‘ verschwundener Kurswerte denkbar macht.

4 Kenneth Burke: *Permanence and Change. An Anatomy of Purpose*. Berkeley, Los Angeles 1984.

geben“. Wir sehen: *Wir alle spielen Theater*, wie der deutsche Titel von Goffmans Klassiker *The Presentation of Self in Everyday Life*<sup>5</sup> lautet, ein Buch, das heute durchaus als Vorläufer des *self help*-Genre, der Ratgeberliteratur, gelten kann.

### Warum den Zeitgenossen die Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften durchaus einleuchtete

Wissenschaft vollzieht sich nicht im luftleeren Raum. Selbst der hartgesottenste Vertreter der *armchair*-Wissenschaft verlässt zuweilen seinen Elfenbeinturm und erschließt sich dabei womöglich *en passant* neue Wege der Erkenntnis. Ein schönes Beispiel bildet der französische Bakteriologe Alexandre Yersin, ein begeisterter Flaneur, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts sein Labor verließ, um den Stadt- raum selbst zu einem Ort der bakteriologischen Forschung zu machen – und damit eine genuin Pariser Bakteriologie zu schaffen, eine „bacteriologie en plein air“, wie sie von Yersins Mentor Emile Roux in Analogie zur *plein air*-Malerei der Impressionisten genannt wurde.<sup>6</sup> Was ich damit sagen will: Wissenschaft findet an einem bestimmten Ort, zu einer bestimmten Zeit statt: hier in Paris zur Zeit der Impressionisten. Die lokale Herkunft ist der Disziplin gelegentlich wie ein Markenzeichen eingeschrieben: Chicago School of Urban Sociology beispielsweise, Manchester School of Social Anthropology, Birmingham School of Cultural Studies. Diese lokale Prägung geht häufig über das bloße Labeling hinaus. Die Chicago School war auf die Stadt als Feld angewiesen, um zu ihren Erkenntnissen zu gelangen, aber diese Ortsgebundenheit der Ergebnisse ließ Kritiker auch die Verallgemeinerung der Chicagoer Theoriebildung, etwa das berühmte idealtypische Diagramm der Großstadt von Ernest Burgess mit seinem Zonenmodell, in Zweifel ziehen.<sup>7</sup> In der Tat lässt sich ja sagen, dass

5 Erving Goffman: *The Presentation of Self in Everyday Life*. New York 1959.

6 Andrew Mendelsohn: *The Microscopist of Modern Life*. In: *Osiris* 18, 2003, S. 150–170.

7 Vgl. Ernest W. Burgess: *The Growth of the City: An Introduction to a Research Project*. In: Robert E. Park, Ernest W. Burgess, Roderick D. McKenzie: *The City*. Chicago, London 1967 (1925), S. 47–62.

die *Zone in Transition*, in Burgess' Diagramm Ort der ersten Niederlassung der Immigranten und Gebiet der ethnischen Enklaven, sehr Chicago-affin und topografisch kaum auf New York übertragbar ist. Stattdessen bietet sie eine Fülle an Untersuchungsmöglichkeiten für eine Soziologie, der es um die Interdependenz von Ökologie und Kultur geht – Markenzeichen der Chicagoer Stadtsoziologie. Generell ist in der Wissenschaftsforschung die räumliche Atmosphäre zu wenig beachtet worden. Es ist ganz und gar nicht unerheblich, ob in einer geschäftigen Stadt wie Chicago in den 1920ern, in einer unwirklichen Stadt wie Los Angeles in den 1970ern oder in einer eingemauerten Stadt wie West-Berlin in der Vorwendezeit geforscht wird.

Wie sehr die atmosphärische Gestimmtheit des Raums, in der Wissenschaft stattfindet, deren Befunde prägen kann, das hat Louis Samuel Feuer am Beispiel von Einsteins Relativitätstheorie aufgezeigt. Um diese in ihrer spezifischen Genese zu verstehen, müsse, so Feuer, dem generationsspezifischen Aufbegehren in Zürich und Bern um 1900 Rechnung getragen werden, das zu einer veritablen Gegenkultur führte. Die gegenkulturelle Haltung Einsteins, die er sich in gewisser Hinsicht sein Leben lang bewahrt hat, artikuliert sich für Feuer nicht zuletzt in der Bezeichnung, die er seiner Theorie gegeben hat. Wie Einstein nämlich Jahrzehnte später eingestanden hat, war die Bezeichnung „Relativitätstheorie“, was deren logischen Gehalt angeht, eher eine Fehlbezeichnung; vom „Prinzip der Co-Varianz“ zu sprechen, wäre seiner Ansicht nach angemessener gewesen: „But the emotive force of the word ‚relativity‘, so Feuer, „the emotive symbol of those in rebellion against the absolutes of the establishment in all fields, was the controlling factor in the choice of language“.<sup>8</sup> So gesehen war die Bezeichnung „Relativitätstheorie“ ein Bekenntnis Einsteins zur Gegenkultur.<sup>9</sup>

8 Lewis S. Feuer: *The Social Roots of Einstein's Theory of Relativity*. In: Ders.: *Einstein and the Generations of Science*. New York 1974, S. 3–105, hier S. 55.

9 „Haarschopf und Zunge sind, wie vielleicht nur noch der auf dem Klo sitzende Frank Zappa, zum Emblem für antibürgerliche Unangepasstheit geworden.“ Michael Hagner: *Zur Einführung*. In: Ders. (Hg.): *Einstein on the Beach. Der Physiker als Phänomen*, Frankfurt 2005, S. 11. Hier fragt sich höchstens: Wer kennt noch den auf dem Klo sitzenden Frank Zappa?

Um der Imprägnierung wissenschaftlicher Denkstile und Verfahrensweisen durch Raum und Zeit auf die Spur zu kommen, gilt es zuweilen, unkonventionelle Fragen zu stellen: Warum legte man sich beispielsweise in Wien zwecks Erkundung des Seelenlebens auf die Couch, während man sich in Berlin an Elektroden anschließen ließ? Um Missverständnisse zu vermeiden, sei in Parenthese hinzugefügt, dass sich die Psychoanalyse auch in Berlin durchsetzte.<sup>10</sup> Nichtsdestoweniger scheint mir die Idee, Menschen an Elektroden anzuschließen, um ihr Seelenleben zu erkunden, repräsentativ für die Berliner, sie auf die Couch zu legen repräsentativ für die Wiener Geisteslandschaft zu sein. Auf Fragen dieser Art war ich im Zuge meiner jüngsten Berlin-Studie gekommen.<sup>11</sup> Mit Erstaunen musste ich bei meiner Recherche feststellen, dass Mitte der 1920er Jahre in Berlin die Vorstellung aufkam, dass man die Seele mittels Elektrizität durchleuchten könne, gewissermaßen ein X-Ray-Apparat für die Psyche. Die Möglichkeit einer *Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften*, so der Titel einer Abhandlung des Psychotechnikers Robert Werner Schulte,<sup>12</sup> faszinierte das zeitgenössische Berliner Publikum, das über die Diagnostik, wie die neue Methode bezeichnet wurde, in diversen Presseberichten informiert wurde, eine Sensationsmeldung, wie gesagt wurde. 1926 veröffentlichte der seinerzeit berühmte Autor Emil Ludwig in der *Berliner Illustrierten Zeitung* vom 7. März 1926

10 „Sie müssen in Berlin hart zu kämpfen haben“, schrieb Ernest Jones an Karl Abraham, den Kopf der Berliner Psychoanalytischen Vereinigung. Im Juli 1912 konnte Abraham Freud aber schriftlich mitteilen, dass es „selbst in Berlin kein Martyrium mehr (ist), ihr Anhänger zu sein“. Peter Gay: Freud. Eine Biographie für unsere Zeit. Frankfurt 1989, S. 208. Was immerhin bedeutet, dass die Anhängerschaft einmal ein Martyrium war. Eli Zaretsky führt die Faszination, die die Psychoanalyse einst ausübte, letztlich auf die globale Entwurzelung zurück, die durch Massenkonsum, Kapitalismus und durch das Entstehen neuer Medien wie Werbung und Film ausgelöst wurde. Eli Zaretsky: Freud im 21. Jahrhundert. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, NS Band LXI, 2–3, 2007, S. 157–173, hier: S. 157. Dies mag die Schwierigkeiten bei der Durchsetzung der Psychoanalyse in Berlin erklären. Berliner waren dafür bekannt, alle *fads and fashions* baldmöglichst aufzugreifen. Vgl. Rolf Lindner: Berlin, absolute Stadt. Eine kleine Anthropologie der großen Stadt, Berlin 2016.

11 Vgl. Lindner, ebd., S. 123, Anm. 55.

12 Robert Werner Schulte: Über Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften. In: Psychologie und Medizin 1, 1925, S. 62–94.

einen Bericht über seine Erfahrungen als Experimentalobjekt der Diagnostik.<sup>13</sup>

### *Die Durchleuchtung der Seele*

*In einem leeren Zimmer, irgendwo in Berlin, werde ich vor einen mittelgroßen, viereckigen Metallkasten geführt, in dem man mir einen Akkumulator, einen Rheostaten und einen Schalter zeigt. Daneben auf dem Tisch steht ein Gipskopf, mit vielen nummerierten Kreuzen, roten und schwarzen, bedeckt; ich bemerke Zahlen bis 50, wohl auch mehr; manche stehen in der Mitte kleiner Kreise, die auch a, b, c ansagen. Drei Männer, die Apparat und Kopf erklären, zwei deutsche Techniker, ein Schweizer Arzt, sachliche Herren, bedeuten mir: die roten Zahlen sagen diejenigen Reizstellen der menschlichen Kopfhaut an, die bestimmten Organen des Körpers entsprechen, werden also somatische genannt; die schwarzen sind die psychologischen Reizstellen, die also, aus deren Reaktion auf einen bestimmten elektrischen Strom sich die Eigenschaften der Seele schließen. Diese sind es, die mich allein oder zunächst fesseln; sie will ich prüfen. [...] Zunächst wird, indem ich eine der beiden Elektroden mit beiden Händen anfasse, in einer halben Minute festgestellt, welche Stromstärke ich ohne Schmerz und Schlag vertrage; auf dieses Maximum der Sensibilität, bei jedem Menschen verschieden, wird der Apparat eingestellt. Dann hängt mir der Untersucher einen doppelten Telephonhörer um den Kopf, dass beide Muscheln an meinem Ohr sitzen. Dieselbe tönende Darstellung der Reaktionen, in Gestalt derselben Telephonmuscheln hört der Untersucher. Dieser nähert nun die zweite Elektrode, in eine kleine Stange mündend, meiner Stirn, und zwar genau auf dem Punkte, der dem mit 1 bezeichneten Punkt auf dem Gipsmodell vor mir entspricht. Rasch geht die Untersuchung von einem Punkt zum anderen: bei jeder Berührung höre ich aus meinen Muscheln einen leiseren oder laueren Ton, ein Zirpen, ähnlich jenem, das uns das Besetzzeichen einer Nummer im Telephonverkehr anzeigt [...] Der mit den Ziffern vorgedruckte Bogen der Protokollierenden bedeckt sich mit Zahlen von 1 bis 4 [...]. In einer Erregung, die vielleicht mehr als Neugier war, nahm ich nach Beendigung der Analyse, nach einer halben Stunde, den Bogen zur Hand, sah die kurvenreiche Linie an, die sich aus der Verbindung der in die Skala eingetragenen Zahlen 1–4 ergeben hatte, einer Fieber- oder Wet-*

13 Vgl. Emil Ludwig: Die Durchleuchtung der Seele. In: Berliner Illustrierte Zeitung 10, 1926, S. 299–306.

*terkurve ähnlich, hielt daneben die Auflösung der Scharade in Gestalt der Erklärung jeder Ziffer durch eine psychische Kategorie [...] Was aber fand ich? Ein Bildnis meines inneren Wesens, fast gleich dem Bildnis, das ich im Herzen trug. Hier lag, in einer zifferreichen Kurve, die Linie meines Charakters vor mir da. Ich las, wie Phantasie und Logik, wie konstruktives Denken, Farben- und Ortssinn, Mathematik und Technik sich in meinem Innern normal, unter- oder übernormal vertreten finden, ich las, inwieweit der Wille, die Entschlusskraft, inwieweit Mystik, Neurasthenie, Eitelkeit, Geiz, Sparsamkeit, Selbstsucht, Sexualität, Jähzorn, Fleiß, Ordnungsliebe, Streben, das Tempo des Denkens und des Handelns in mir stark oder schwach sind. Ich las auch, von welcher Art mein Stil ist, in welchen Formen des Schreibens ich begabt, in welchen unbegabt bin, von welcher Art von Musik ich ergriffen werde, ob ich zum Diplomaten, Pädagogen geeignet oder ungeeignet sei, für welche Dinge ich Gedächtnis, für welche ich keines besitze. Ja, der geheimnisvolle Wechsel zwischen Melancholie und Heiterkeit, der die Farbe mancher Charaktere geradezu entscheidet, stand hier, von einem Apparate richtig aufgezeichnet. (Meine Hervorhebung, R. L.)*

Es ist schon erstaunlich zu sehen, wie fasziniert Ludwig von der Durchleuchtung des eigenen Charakters bis ins intimste Detail, bis zum geheimnisvollen Wechsel zwischen Melancholie und Heiterkeit ist. Der Medizinhistoriker Cornelius Borck<sup>14</sup> hat in der Technologie der Diagnostik eine gewissermaßen elektrifizierte Version von Franz Joseph Galls Schädellehre gesehen. Ähnlich wie Gall vermeinte, aus Erhebungen und Vertiefungen am Schädel menschliche Eigenschaften, Neigungen und Fähigkeiten erschließen zu können (was, nebenbei gesagt, um 1800 dazu führte, dass es in Wien zu einem beliebten Gesellschaftsspiel wurde, sich gegenseitig die Schädel nach Höckern abzutasten), so glaubte man mittels der von Zacher Bisky entwickelten Diagnostik anhand der Stärke der elektrischen Signale an den rund fünfzig Reflexzonen auf die spezifischen Charakterzüge des Probanden schließen zu können: Wille, Entschlusskraft, Eitelkeit, Geiz, Sparsamkeit, Selbstsucht, Sexualität, Jähzorn, Fleiß, Ordnungsliebe und vieles mehr, und dies alles in einem Bruchteil der

14 Vgl. Cornelius Borck: Electricity as a Medium of Psychic Life. Electrotechnological Adventures into Psychodiagnosis in Weimar Germany. In: Science in Context 14 (4), 2001, S. 565–590.

Zeit, die ansonsten zum Personality Profiling, wie wir heute sagen würden, vonnöten wäre. Wir können hier durchaus, was die angebliche Registrierung von Tugenden (und Untugenden) angeht (Jähzorn, Fleiß, Ordnungsliebe), von einer Vorläuferidee des Social Scoring sprechen, wie es in China praktiziert wird. So wie sich schon bei Gall, Michael Hagners Studie *Homo cerebrialis*<sup>15</sup> zufolge, die lokalisierten Elementareinheiten als Elemente des um 1800 gängigen bürgerlichen Verhaltensrepertoires entpuppten, so bezieht sich die Lokalisierung von Eigenschaften bei der Diagnostik auf Charakterzüge, die dem zeitgenössischen Menschenbild entsprechen, allen voran Wille und Entschlusskraft als Verhaltensmodi des sogenannten Tatmenschen.<sup>16</sup>

Es geht mir hier nicht darum, den Wahrheitsgehalt der Methode zu bestimmen (zeitgenössisch wird die Diagnostik von führenden Hirnforschern rasch als reine Quacksalberei abgetan, andere sehen darin eine vorweggenommene Idee der Elektroenzephalographie), als vielmehr auf die Faszination hinzuweisen, die das Verfahren auf Zeitgenossen ausstrahlte. Nicht von ungefähr greift Ludwig in seinem Bericht mehrfach auf den Telefonverkehr als Analogie zurück; so vergleicht er beispielsweise das Zirpen in seiner Hörmuschel mit dem Besetztzeichen am Telefon. Diese Analogisierung ist insofern für unseren Argumentationszusammenhang von zentraler Bedeutung, als das Telefon im Berlin der Zwanzigerjahre so etwas wie das Leitmedium der Zeit ist; kaum ein zeitgenössischer Berlin-Roman, in dem nicht das Telefon eine leitende Rolle (im doppelten Sinne des Wortes) spielt. Berlin wird in dieser Zeit als „telephonierwütigste Stadt der Welt“<sup>17</sup> beschrieben, mit mehr Anschlüssen und

- 15 Michael Hagner: *Homo cerebrialis*. Vom Seelenorgan zum Gehirn. Berlin 1997.
- 16 Der „Tatmensch“, die „Idealinkarnation des modernen Menschen“ (Fritz Kahn: Sie schlafen zuviel! In: *Uhu* Juli 1927, S. 92–96, hier: S. 94), ist eine kulturelle Figur der 1920er Jahre, Extrakt diverser Typenlehren und Gegenstand von „Wegweisern“ wie Eugen Isken: *Werde Tatmensch*, Pfullingen 1928. Zur Diskussion kultureller Figuren vgl. Moritz Ege, Jens Wietschorke: *Figuren und Figurierungen in der empirischen Kulturanalyse*. In: *LiThes* 11, Oktober 2014.
- 17 Helmut Lethen: *Chicago und Moskau. Berlins moderne Kultur der 20er Jahre zwischen Inflation und Weltwirtschaftskrise*. In: Jochen Boberg, Tilman Fichter, Eckhart Gillen (Hg.): *Die Metropole. Industriekultur in Berlin im 20. Jahrhundert*. München 1986, S. 210.

mehr täglichen Telefongesprächen als in New York. Nicht weniger bedeutsam wie die Telefonierwut (die sich in Gabriele Tergits Berlin-Roman von 1931 – *Käsebier erobert den Kurfürstendam* – in der allgegenwärtigen Floskel „Wir telefonieren“ literarisch ausdrückt<sup>18</sup>) war die allgemeine, schichtenübergreifende Radiobegeisterung, die auch die Arbeiterschaft erfasste, die sich in der Arbeiterradiobewegung organisierte. Gerade das Radio bot die Möglichkeit, am technischen Fortschritt der Zeit teilzuhaben. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass es den Zeitgenossen durchaus einleuchtete, dass die elektrischen Kraftströme mithilfe der Detektoren auch etwas über seelische Eigenschaften verraten können. Dazu passt, dass zeitgenössisch auch von der „Radio-Illumination der Seele“ durch die Diagnostik gesprochen wurde. Wenn man zeitgenössische künstlerische Darstellungen des Rundfunkteilnehmers, vor allem den *Radionisten* von Kurt Günther aus dem Jahre 1927, betrachtet, dann fällt einem sofort die Analogie zwischen Hörsituation und Experimentalsituation auf. Auch der Radionist ist an den Apparat angeschlossen.

### Sachlichkeit und Traum

Kehren wir an dieser Stelle zurück zu den Konjunkturen des Denkens. „Konjunktur“, unser Schlüsselwort, hat eine Doppelbedeutung. Zum einen verstehen wir darunter, wie gesehen, einen Begriff zur Beschreibung bzw. Bestimmung einer Wirtschaftslage, das, was wir als Börsenmodell der Wissenschaften bezeichnet haben: *en hausse*, *en baisse*, Aufstieg und Fall der Werte, wie sie im Feld der Wissenschaften in Zitationsdatenbanken (sic!) wie dem *Arts & Humanities Citation Index* (wo u. a. die *Zeitschrift für Volkskunde* aufgeführt ist) und Rankings zum Ausdruck kommen. Das allgegenwärtige Medium „Ranking“ (inzwischen gibt es bereits *Deutschlands schnellste Ranking-show* auf RTL) stellt Personen und Institutionen der Wissenschaft Seite an Seite mit Rankings wie *Die besten zehn tierischen Geschichten des Jahres*, gelistet vom Wissenschaftsmagazin *Nature*, das wiederum laut Journal Citation Reports die weltweit am meisten zitierte interdisziplinäre Fachzeitschrift mit dem höchsten sogenannten Impact-

18 Gabriele Tergit: *Käsebier erobert den Kurfürstendam*. Berlin 1931.

Faktor in ihrer Kategorie ist.<sup>19</sup> Zum anderen wird unter Konjunktur, abgeleitet vom lateinischen *conjunctio*, eine (thematische) Verbindung zwischen unterschiedlichen Elementen und ein Zusammentreffen bestimmter Umstände innerhalb eines spezifischen Zeitraums begriffen. Im letzteren Sinne hat *conjuncture* einen zentralen analytischen Stellenwert innerhalb der Cultural Studies gewonnen. Eine *historical conjuncture* meint dann den historischen Augenblick, in dem es zu einer spezifischen Konstellation von politischen, ökonomischen und kulturellen Wirkmächten kommt, die einer Epoche ihre besondere Kultur verleiht. Bei den Cultural Studies bezieht sich dies in der Regel auf makropolitische Umbrüche (etwa die Formierung der neoliberalen *conjuncture* unter Thatcher<sup>20</sup>), mir hingegen geht es in erster Linie um *cultural conjunctures*, die den Akzent auf Brüche in den Anschauungs-, Denk- und Erkenntnisweisen legen.<sup>21</sup> Im Kontext einer solchen Perspektive erweisen sich die infrage stehenden Phänomene insofern als kulturspezifisch, als sie mit den jeweiligen Zuschreibungen an die beiden Metropolen korrespondieren: die Elektrodiagnose in Berlin, die Psychoanalyse in Wien. Dabei steht weder die Elektrodiagnose noch die Psychoanalyse für sich; vielmehr sind beide eingebettet in ein dichtes Netz von Akteuren und Aktanten (um hier einmal der ANT Tribut zu zollen). Die Elektrodiagnose erweist sich dann als Ausdruck der bedingungslosen Modernität, die Berlin in den Zwanzigerjahren auszeichnet. Diese Modernität artikuliert sich nicht zuletzt in der Begeisterung für alles Elektrische, das zur Metapher für modernes Leben wird. Was sich hier andeutet, ist das Entstehen eines Leitthemas, das auf zahlreiche Gebiete übergreift. Berlin, „electrically the most important city“, wie eine Gruppe von Elektroingenieuren aus Melbourne 1912 auf einer Visite konstatierte<sup>22</sup>, ist nicht nur die Stadt der Elektroindustrie, sie ist auch die elektrifizierte im materiellen und die elektrisierende Stadt im übertragenen Sinne, die ihre Bewohner

19 Zur Problematik des Wissenschaftsrankings vgl. Uwe Jochum: Wissenschaftsranking. Konstanzer Online-Publikationssystem (KOPS), <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-opus-57496> (Zugriff: 10.12.2019).

20 Vgl. Stuart Hall, Brian Roberts, John Clarke u. a.: *Policing The Crisis, Mugging, The State, and Law and Order*. London, Basingstoke 1978.

21 Vgl. als konkretes Beispiel: Rolf Lindner: *Die Stunde der Cultural Studies*. Wien 2000.

22 Zit. n. Joachim Schlör, *Nachts in der großen Stadt*, München 1991, S. 69

mit Energie aufgeladen und unter Spannung gesetzt hat: Bloß nichts verpassen, lautet die Devise! Fritz Kahn hat 1926 mit seiner Lehrtafel *Der Mensch als Industriepalast* eine Allegorie des modernen Menschen als Kraftwerk geschaffen. Um die Bedeutung des Elektrischen im Alltag zu begreifen, muss alles zusammen gedacht werden: die Elektroindustrie als Leitindustrie, das entwickelte Verkehrswesen, Berlin als Wiege des Rundfunks, der Funkturm als Sender und Wahrzeichen, die frühe Unterhaltungselektronik, die Schlagerindustrie (mit der Grammophon- und Schallplattengesellschaft Electrola, wie die amerikanische Grammophone Company 1925 ihre Berliner Tochter nannte), die Wanderschrift-Lichtreklame, die Zerstreuungsindustrie, vor allem das Kino, und die allumfassende Elektrifizierung des Alltags mit ihren neuen Haushaltsgeräten (wobei insbesondere der Haartrockner, bald nur noch Fön nach der Marke der Sanitas GmbH genannt, einen besonders hohen praktischen *und* symbolischen Stellenwert einnimmt, gewissermaßen als Aktant der Neuen Frau).<sup>23</sup> Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum den Zeitgenossen die Vorstellung einer Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften nicht von vornherein als abwegig erschien. Im Gegenteil: Eine solche Technologie erschien dem Laienpublikum als logische Konsequenz der technologischen Entwicklung, vorgezeichnet auch durch das Mensch-Maschine-Denken in Wissenschaft und Populärkultur. Kaum erstaunlich daher, dass das Publikum, mehr als die Vertreter der Wissenschaft, ein paar Jahre später die Elektroenzephalographie als eine „mind-reading machine“ akzeptierte, wie Cornelius Borck aufgezeigt hat.<sup>24</sup> Endlich, so schließt Emil Ludwig seinen Erlebnisbericht, endlich regiert die Logik, endlich regiert die Zahl: „Wir anderen, die wenig von Freud und den Seinen gewonnen haben, blicken aus den Dämmerungen jener Zwischenwelt, deren Nebel von schwankenden Konklusionen durchschwommen werden, bewegten Herzens in die Klarheit dieser Zahlen, des Goethe-Wortes eingedenk: ‚Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie sind selbst die Lehre‘.“<sup>25</sup> In der Eloge auf die „Klarheit der Zahlen“ artikuliert sich die Sachlich-

23 Eine Anzeige aus den 1920er Jahren führt zwanzig Verwendungsmöglichkeiten des Föns vom Haartrockner über die Schönheitspflege bis hin zum Hilfsmittel bei der Säuglingspflege an.

24 Borck (wie Anm. 14), S. 585.

25 Ludwig (wie Anm. 13), S. 304.

keit als eine den Zeiten entsprechende nüchterne Lebenshaltung, fern von allem Pathos, alles Verschwommene und Schwankende meidend, funktional und effizient. Was Faktizität ist, entscheidet letztlich, so Helmut Lethen in seinen Überlegungen zum „Habitus der Sachlichkeit“, der Apparat, der geeignet zu sein scheint, „die moralisch gefärbten Wahrnehmungen auszuschalten, um die ‚nackten‘ Phänomene zu erfassen“.<sup>26</sup> Eben das, was auch Emil Ludwig als Fazit aus dem Experiment zog: „nichts hinter den Phänomenen, sie sind selbst die Lehre.“

Sachlichkeit ist eine Lebenshaltung, die mit der Moderne verbunden ist, mit dem technisch-industriellen Komplex. Kein Wunder, dass in Berlin, einer Stadt, der um 1900 der Ruf vorausleitet, die größte rein moderne Stadt in Europa zu sein, das Hohe Lied der Technik gesungen wird. „Es ist lächerlich“, so Alfred Döblin 1911, „in einem Atem Hochbahn zu fahren und stets Haydn zu genießen, sozusagen“.<sup>27</sup> Das schließt sich für Döblin, der das Hohe Lied der Technik singt, offensichtlich aus.

Im Unterschied dazu war um die gleiche Zeit in Bezug auf Wien in einem auffallenden Umfang von Traum die Rede. Ist es angemessen, davon zu sprechen, dass in Wien an die Stelle der Sachlichkeit der Traum tritt? „Traum und Wirklichkeit“, so lautete bezeichnenderweise der Titel der großen Ausstellung über die Wiener Moderne.<sup>28</sup> Als Wunsch- und Fantasievorstellung steht der Traum der Sachlichkeit erst einmal diametral entgegen. „Das Träumen setzt sich an die Stelle des Handelns“, heißt es in Freuds *Traumdeutung*.<sup>29</sup> Ist es so, dass die Frage von Psyche und Gesellschaft eine österreichische Frage ist, wie Carl Schorske in seiner Studie über das Wien des Fin de Siècle vermutete?<sup>30</sup> „Die Seele ist ein weites Land“, heißt es bei Arthur Schnitzler, dem Arzt und Dichter, der seinerseits ein Zeitgenosse Sigmund Freuds war; und in diesem weiten Land

26 Helmut Lethen: *Unheimliche Nachbarschaften. Essays zum Kälte-Kult und der Schlaflosigkeit der Philosophischen Anthropologie im 20. Jahrhundert*. Freiburg, Berlin, Wien 2009, S. 54.

27 Krista Tebbe, Harald Jähner (Hg.): *Alfred Döblin zum Beispiel. Stadt und Literatur*. Berlin 1987, S. 24.

28 „Traum und Wirklichkeit, Wien 1870–1930“. Ausstellung im Wiener Künstlerhaus, 28.3.–6.10.1985.

29 Sigmund Freud: *Die Traumdeutung*. Frankfurt a. M. 1982 (1900), S. 134.

30 Carl E. Schorske: *Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle*. München, Zürich 1994.

haben sich die Dichter Österreichs seit jeher besonders gerne umge-  
tan“, schreibt Friedrich Torberg in einem Essay.<sup>31</sup> Aber Schnitzler war  
nicht nur ein Zeitgenosse Freuds. Freud und Schnitzler galten vielen  
aufgrund von Gemeinsamkeiten biografischer und inhaltlicher Art als  
Doppelgänger. In einem Brief an Schnitzler zu dessen 60. Geburtstag  
sprach Freud sogar von einer gewissen „Doppelgängerscheu“, „die ihn  
bisher davon abgehalten hätte, das persönliche Gespräch mit Schnitz-  
ler zu suchen“.<sup>32</sup> „Nicht etwa, dass ich sonst so leicht geneigt wäre,  
mich mit einem anderen zu identifizieren, oder dass ich mich über  
die Differenz der Begabung hinwegsetzen wollte, die mich von Ihnen  
trennt“, heißt es in Freuds Brief weiter, „sondern ich habe immer  
wieder, wenn ich mich in Ihre schönen Schöpfungen vertiefe, hinter  
deren poetischen Schein die nämlichen Voraussetzungen, Interessen  
und Ergebnisse zu finden geglaubt, die mir als die eigenen bekannt  
waren“.<sup>33</sup> Für Freud war jedenfalls der Traum der Königsweg zum  
Unbewussten; für Schnitzler ein Weg zur Selbsterkenntnis; deshalb  
hielt er seine Träume auch in einem Notatenheft fest.

In der Ausstellung *Parallelaktionen* ging das Sigmund-Freud-  
Museum letztes Jahr den Beziehungen Freuds zu den Literaten des  
Jungen Wien (am Beispiel von Arthur Schnitzler, Hugo von Hof-  
mannsthal, Karl Kraus und Felix Salten) und vice versa nach. Das  
Resultat der Recherchen bezüglich der Logik dieser Beziehungen  
wird bereits mit dem Titel der Ausstellung, nämlich *Parallelaktionen*  
angedeutet. Zwar verfolgten Freud wie auch die Literaten bei ihrer  
Erkundung der menschlichen Seele ähnliche Ziele, aber es lässt sich  
nicht eindeutig feststellen, ob die Literaten von Freud beeinflusst  
wurden oder ob sie manche Einsichten der Psychoanalyse vorwegge-  
nommen haben. Vor allem der Schriftsteller Hermann Bahr, Wort-  
führer des Jungen Wien, vertrat vehement die Ansicht, dass Schnitzler  
der Vorläufer von Freud gewesen sei: „So hat Schnitzler offenbart,  
vorausgebildet, was erst jetzt eine neue, erschütternde Erkenntnis  
der Wissenschaft geworden ist. Die von Wien ausstrahlend die Welt  
in Erregung und Bestürzung versetzt: die Psychoanalyse“, argumen-

31 Torberg (wie Anm. 2), S. 91.

32 Monika Pessler: *Parallelaktionen. Freud und die Literaten des Jungen  
Wien*. Wien o. J., S. 13.

33 Gotthart Wunberg (Hg): *Die Wiener Moderne. Literatur, Kunst und  
Musik zwischen 1890 und 1910*. Stuttgart 1981, S. 652.

tiert Bahr in einem Gespräch mit Ernst Mach und Emil Zuckerkandl über Literatur und Philosophie.<sup>34</sup> Freud selber zeigte sich in einem Schreiben an Schnitzler verwundert darüber, „woher Sie diese oder jene geheime Kenntnis nehmen könnten, die ich mir durch mühselige Erforschung des Objektes erworben, und endlich kam ich dazu, den Dichter zu beneiden, den ich sonst bewunderte“.<sup>35</sup>

Wahrscheinlich ist die Frage nach dem Einfluss bereits falsch gestellt, wie Michael Rohrwasser in seiner *Kritik des Einfluss-Modells* betont. „Das Faszinierende an der Psychoanalyse war für viele gerade die Verbindung von Literatur und Psychoanalyse“, schreibt Rohrwasser, „eine Grenzaufhebung und eine Anerkennung der Literatur als Erkenntnisweg“.<sup>36</sup> Wahrscheinlich sind die wichtigsten Bezüge zu Schnitzler und Freud jenseits oder vor der Psychoanalyse auszumachen, vermutet Rohrwasser weiter. An die Stelle des Bildes vom Einfluss tritt für ihn das eines „Netzes [...], in dem Freud und Schnitzler durch viele Fäden und mit vielen Zentren verbunden sind“.<sup>37</sup> Wir können in der parallelen Beschaffenheit der künstlerischen und wissenschaftlichen Entäußerungen in Wien um 1900 den Befund einer Konstellation im Sinne eines dichten Zusammenhangs wechselseitig aufeinander wirkender Personen mit einer identischen oder ähnlichen Problemlage diagnostizieren. Das wird noch einmal verstärkt deutlich, wenn man darauf verweist, dass auch bildende Künstler wie Gustav Klimt um 1900 die Reise nach Innen antraten und sich allegorisch dem Seelenleben zuwandten. Klimts Fakultätsbilder für die Aula der neuen Universität, *Philosophie, Medizin, Jurisprudenz*, geschaffen zwischen 1898 und 1907, erweisen sich als künstlerisch formuliertes, monumentales „Traummaterial“. „Den Handlungsbereich der Medizin“, heißt es bei Schorske, „stellte er dar als eine Phantasmagorie einer halb im Traum verfallenen Menschheit, welche passiv im Strom des Schicksals sich ihren Trieben ergibt“.<sup>38</sup> In der Verdichtungsmetapher der Cultural Studies, *moment*, die den historischen Augenblick meint,

34 Ebd., S. 174.

35 Freud an Schnitzler am 8.5.1906; Wunberg (wie Anm. 33), S. 651.

36 Michael Rohrwasser: Der Gemeinplatz von Psychoanalyse und Wiener Moderne. Eine Kritik des Einfluss-Modells. In: Konstanze Fliedl (Hg): Arthur Schnitzler im zwanzigsten Jahrhundert. Wien 2003, S. 72.

37 Ebd., S. 86.

38 Schorske (wie Anm. 30), S. 226.

in dem die verschiedenen Impulse zusammenkommen und eine neue gestaltgebende Einheit bilden – eben eine *historical conjuncture* –, findet diese Konstellation ihre kulturwissenschaftliche Fassung.

### Fazit und Ausblick

Die konjunkturale Analyse in der Wissenschaftsforschung hilft uns, Umbrüche in den Kulturwissenschaften als Teil eines generellen kulturellen Umbruchs zu sehen. Besonders deutlich wird das in jenen Fällen, wo der kulturwissenschaftliche Umbruch Teil eines gegenkulturellen Entwurfs ist. So ist der mit der Cultural Anthropology der 1920er Jahre verbundene epistemologische Bruch von *race* zu *culture* als Leitkategorie undenkbar, ohne die Nähe der AnthropologInnen zur Bohème in Greenwich Village und die Bedeutung der Künste, namentlich der Lyrik, zu berücksichtigen. Für Ruth Benedict und Edward Sapir, die die Geschichte der Kulturanthropologie entscheidend geprägt haben, bildete die Poesie eine Alternative zur Wissenschaft, mit eigenen Ausdrucks- und Erkenntnismöglichkeiten. Vor allem in dem little magazine *Poetry*, dem führenden Organ der Poesie der Moderne, publizierten Benedict (unter dem *nom de plume* Anne Singleton) und Edward Sapir ihre Gedichte. Die für die neue Poesie charakteristische Suche richtete sich, so Handler, auf das Wahre, Authentische, Vitale und Echte, alles das, was die *genteel tradition* nicht war.<sup>39</sup> 1917 veröffentlichte Sapir einen Gedichtband mit dem Titel *Träumereien und Spöttelleien (dreams and gibes)*, der mit dem Gedicht *Die falsch beschilderte Menagerie* beginnt und weitere 16 Gedichte enthält, die von Menschen handeln, die nicht das sind, was sie vorgeben zu sein.<sup>40</sup> In der Diskrepanz von Sein und Schein nimmt Sapir das für die Kulturanthropologie bestimmende Thema „Kultur und Persön-

39 Richard Handler: Vigorous Male and Aspiring Female. Poetry, Personality, and Culture in Edward Sapir and Ruth Benedict. In: George W. Stocking (Hg.): Malinowski, Rivers, Benedict and Others. Essays on Culture and Personality. Madison, Wisconsin 1986, S. 127–155, hier S. 129. Zur *genteel tradition* vgl. George Santayana: The Genteel Tradition. Cambridge, Mass. 1967.

40 Richard Handler: The Dainty and the Hungry Man. Literature and Anthropology in the Work of Edward Sapir. In: Observers Observed. Essays on Ethnographic Fieldwork. Edited by George W. Stocking Jr. Madison, Wisconsin 1983, S. 208–231, hier S. 216f.

lichkeit“ vorweg und macht damit das Unbehagen an der Kultur deutlich, das seinem dichterischen *wie* wissenschaftlichen Werk zugrunde liegt. *Die falsch beschilderte Menagerie*, in der der Affe zum Bären, das Kamel zum Strauß wird, bringt dieses Unbehagen zum Vorschein; zu verwerfen ist eine Kultur, deren Schlüsselwort *pretence*, Verstellung und äußerer Schein ist. Mit diesem Unbehagen steht Sapir nicht allein; es bildet vielmehr das *raison d'être* der kulturellen Dissidenten, emotionale Flüchtlinge ihrer Kultur, Protagonisten des generellen kulturellen Umbruchs. Für Sapir bildete die Kunst ein Mittel, um einen Zugang zu Fragen der Kultur zu entwickeln.<sup>41</sup>

Damit ist ein hochaktuelles Thema, gerade für die Arbeit am Klagenfurter Institut, angesprochen, das sich der Frage zum Verhältnis von Kunst und Ethnografie zugewandt hat. Das, was im Konzeptpapier zur Tagung *Ko-Produktion von Ethnografie/Kultur- und Sozialwissenschaften und den performativen Künsten* hervorgehoben wird, dass nämlich das Interesse an den Künsten „in der den Künsten zugeschriebenen Fähigkeit [liegt], emotionale, sinnliche und ästhetische Wissensbestände zu aktivieren, implizites Wissen evident zu machen, Denkmuster aufzubrechen und Möglichkeitsräume zu eröffnen“,<sup>42</sup> wird durch das historische Beispiel der Kulturanthropologie voll und ganz bestätigt. Ich denke, es würde sich lohnen, noch einmal einen Blick zurückzuwerfen.

41 Ebd., S. 208.

42 EVIFA. Virtuelle Fachbibliothek Ethnologie (Zugriff: 6.5.2019).